

Kathrin Hoffmann-Curtius

Frauen in der deutschen Kunstgeschichte

Vortrag, gehalten anlässlich des Symposiums „Art History and Cultural Policy in the Federal Republic of Germany“ Northwestern University Evanston/Chicago, 9.-10. Nov. 1990

Wenn ich zu Ihnen über „Women in German Art History“ spreche, dann gilt es, eine Tatsache zu erläutern, die auch deutsche Kunsthistoriker immer wieder von neuem zu überraschen beginnt: Frauen sind in der herrschenden kunstgeschichtlichen Lehre in der BRD hauptsächlich als zu belehrende oder in Bildern präsent. In diesen beiden Positionen allerdings erscheinen sie in einer gewaltigen Überzahl. Doch dazu später mehr.

Es ist nun keineswegs so, daß heute in der BRD die Frauenbewegung unbekannt wäre. Sie versuchte, an die bedeutende, dennoch unterbrochene Tradition der ersten Frauenbewegung bis zur Weimarer Republik anzuknüpfen. So gibt es heute in der BRD, wenn auch verspätet im Vergleich zu den USA, seit den frühen 70er Jahren einen Büchermarkt für den Feminismus in allen Sparten. Fast jede Stadt und Universität hat ihre Frauen- und Gleichstellungsbeauftragte. Sogar die konservative Regierungsmehrheit CDU/FDP produziert frauenfreundliche Lippenbekenntnisse. Und obwohl auch noch die Rektorenkonferenz im Juni dieses Jahres Erlasse zur Förderung von Frauenforschung herausgab, wird feministische Kunstgeschichte an westdeutschen Universitäten – mit Ausnahme von der einzigen Ordinaria Prof. Jutta Held in Osnabrück – von keinem Hochschullehrer vertreten. Allerdings wird in diesem Winter eine feministische Kunsthistorikerin, Viktoria Schmidt-Linsenhoff, nicht habilitiert und an einem Museum tätig, die Vertretung einer Professur an der Universität Oldenburg wahrnehmen. Gleichzeitig ist es aber auch selbstverständlich und ohne irgendeine Beanstandung möglich, daß einer weiteren Kollegin, Silke Wenk, von den Professorenkollegen und der Berliner Wissenschaftssenatorin der SPD, Prof. Barbara Riedmüller-Seel, eine Gastprofessur verweigert wird. Legalisiert wird diese Aktion, die für die Betroffene Arbeitslosigkeit heißt, unter dem Vorwand, daß sie als nicht habilitierte keine Gastprofessur übernehmen könne. Stattdessen wird dieselbe Aufgabe für dieselbe Stelle offenbar problemlos einem Mann übertragen, der auch nicht habilitiert ist. Einer dritten Kollegin, Sigrid Schade, wird in einem Gutachten bescheinigt, daß das keine Wissenschaft sei, was sie betreibe, worauf sie ihren Platz in der Berufungsliste für eine Hochschulprofessur verliert.

Da Sie möglicherweise das Exemplarische meiner Geschichten aus Ihrer Kenntnis von Universitätsintrigen – so etwas mag es ja auch in den USA geben – anzweifeln könnten, appelliere ich an die in Kunsthistorikerkreisen noch vorhandene Zahlen- und Tabellengläubigkeit. Leider existieren für das Fach Kunstgeschichte keine eigenen Untersuchungen neueren Datums. Die letzte führte nach meiner Kenntnis der Verband Deutscher Kunsthistoriker – abgekürzt VDK – im Jahre 1969 durch. Irene Below publizierte sie im Alternativprogramm des Ulmer Vereins – abgekürzt UV – und der Kunsthistorischen Studentenkonferenz (KSK) anlässlich des Kunsthistoriker-Kongresses in Konstanz im Jahre 1972. Lassen Sie mich Ihnen jetzt zuerst aus Belows Pionierartikel kurz die wichtigsten Zahlen nennen, um sie dann mit neueren aus dem Jahr 1986 zu vergleichen.

Laut statistischem Jahrbuch studierten im Wintersemester 1969/70 1759 Studenten das Fach Kunstgeschichte, 55,3% (973) waren weiblich. Von 72 abgeschlossenen Promotionen wurden 36% (26) von Frauen geschrieben. Von 61 habilitierten Hochschullehrern waren 1,6% (1) weiblich, von 39 Assistenten 2,5% (1). In Museen sah es schon damals etwas besser aus: von 224 Beamten waren in Dauerstellen 15% (34) Frauen. Bei den Assistenten betrug der Prozentsatz der Frauen 36% (39:22) und bei den Werkverträgen und Stipendien 76,9% (6:20). In der Denkmalpflege waren von 46 Beamten in Dauerstellung 4,3% weiblich (2).

Nun zum Jahr 1986, aus dem das jüngste Zahlenmaterial leider nur für den Hochschulbereich vorliegt. Ich stütze mich auf die Untersuchung, die Cordula Bischoff aus

dem Zahlenmaterial des Statistischen Jahrbuches für die Bundesrepublik Deutschland hrsg. vom Statistischen Bundesamt Wiesbaden erarbeitete und in der einzigen deutschen kunsthistorischen Zeitschrift für Frauen, dem Rundbrief „Frauen Kunst Wissenschaft“, Heft 5/6 vom Mai 1989 publizierte.

Im Wintersemester 1986/87 studierten im Fach Kunstwissenschaft (ohne Bildende Kunst, Musik etc.) 18215 StudentInnen. 72% (13111) waren weiblich. 180 bundesdeutsche Studierende promovierten in diesem Fach zur gleichen Zeit. 49% (88) waren weiblich. Wieder in demselben Jahr habilitierten sich 19 Personen, 16% (3) waren weiblich. 1986 zählte das statistische Bundesamt 540 Professoren für das Fach, darunter 44 Frauen (???), also 8%. Lassen Sie mich das Ergebnis der Tabelle für die Hochschule zusammenfassen: Für beide Jahre gilt: bis zur Promotion überwiegt der Anteil der Studentinnen. Bei den Professuren ist die Unterprivilegierung der Frauen dann mit höchstens 8% der Stellen auf ihrem Höhepunkt. Vergleichen wir die Zahlen von 1969 mit denen von 1986, so hat sich der Anteil der Studentinnen insgesamt im Vergleich zu 1969 sogar noch um 17% gesteigert, dem steht eine Steigerungsrate von maximal 5,4% auf der Dozentinnenseite gegenüber, bei einer „Vermehrung“ aller Professorenstellen um 900%!

Für die beiden anderen großen Sparten berufstätiger Kunsthistorikerinnen, wie Denkmalpflege und Museen, kann ich Ihnen für die Denkmalpflege keine und für die Museen nur eine Untersuchung bieten, die sich nicht exakt mit der des VDK von 1969 vergleichen läßt. Ich muß mich hier auf das Zentrum für Kulturforschung stützen, das eine Pilotstudie nach Angaben im „Kunstjahrbuch“ 1975/76 und „Art Adress“ 1986 für das Jahr 1985 durchführte und 1987 publizierte. Für die Museen, öffentlichen Kunsthallen, Galerien und Sammlungen ergibt sich der prozentuale Anteil der Frauen in der Direktorenetage mit 13,1%, bzw. (bei Kunsthallen, Galerien, Sammlungen) 11,8%. Bei den Direktoren oder Ausstellungsleitern in den Kunstvereinen stieg der Anteil sogar auf 20,5%. Es läßt sich also auch bei nur schwer zu vergleichenden Statistiken in der Museumspolitik und hier speziell den Kunstvereinen eine merkliche Verbesserung feststellen. Sie ist strukturell auch im Zusammenhang damit zu sehen, daß nach herkömmlicher Rollenverteilung in der bürgerlich-patriarchalen Gesellschaft die Präsentation der Kunst mit der Repräsentation für Kunst durch das sogenannte „schöne Geschlecht“, die Frau und Muse, problemlos zu vereinbaren ist. – Übrigens setzten sich die Kunsthistorikerinnen mit dieser Rollenzuweisung ausführlich 1988 während der 4. Kunsthistorikerinnentagung (Berlin) in der Sektion „Muse Mäzenatin Museumspädagogin – Kunstvermittlung als Frauenarbeit“ auseinander und versuchten dabei den Zusammenhang von Sozialgeschichte und feministischer Ideologiekritik herzustellen. Einen indirekten Beweis für die Stimmigkeit der Analyse bietet die ungewöhnliche Aufregung in der Stadt Köln und in der bundesweiten Presse anlässlich der Besetzung der Generaldirektorenstelle der Kölner Museen mit der Honorarprofessorin Hiltrud Kier. Sie zeigt meines Erachtens, wie bei einer hohen leitenden Funktion, einer Generaldirektorenstelle, die Vorstellung eines Einbruches in eine „Männerdomäne“ in der Bundesrepublik noch vorherrscht.

Die Situation für Kunsthistorikerinnen an den westdeutschen Hochschulen hat sich aber, so ergibt der statistische Vergleich von 1969 und 1986, in jenen 17 Jahren nicht

verbessert, eher verschlimmert. Hier dominiert das Konzept, daß Männer Geschichte und Kunstgeschichte machen. Hierauf müssen die feministischen Kunsthistorikerinnen ihr Augenmerk in „jeder Hinsicht“ richten. So konzentriere auch ich mich in meinem Referat auf die Auseinandersetzung der Frauen mit der Hochschule als der offiziell anerkannten Produktionsstätte von Kunstgeschichte als Wissenschaft.

Verläßt man sich also auf die offiziellen Nachrichten, auf die Struktur staatlicher Institutionen und das Verhalten ihrer Vertreter, so bietet die Bundesrepublik den Zustand eines Entwicklungslandes hinsichtlich der Frauenemanzipation in der Disziplin Kunstgeschichte. Ich übernehme hier eine Einsicht, die mir gegenüber zum ersten Mal die Deutsch-Amerikanerin Françoise Forster-Hahn 1984 nach einjähriger Praxis, als amerikanische Professorin in der BRD wohlgermerkt, äußerte.

Doch das Phänomen, daß ich heute auf dieser Konferenz – wenn auch als letzte der Deutschen – zu Ihnen über „Women in German Art History“ spreche, ist das Ergebnis einer Veränderung in der bundesrepublikanischen Szene. Sie spielt sich seit circa 1970 außerhalb der Institutionen ab und wird von der Öffentlichkeit übergangen und soll wohl auch durch Nichtbeachtung in Forschung und Lehre weitgehendst kleingehalten werden.

Am deutlichsten wird Ihnen diese Veränderung wohl bei der Erwähnung der Tatsache, daß 1988 800 Frauen aus verschiedenen Ländern Westeuropas und der ehemaligen DDR zu einem 4-tägigen „Kunsthistorikerinnen-Kongreß“ in Berlin in den Räumen der Technischen Universität zusammenkamen. Es war die vierte Tagung der Kunsthistorikerinnen für die deutschsprachigen Länder und wurde wie die vorigen, in Marburg 1982, Zürich 1984 und Wien 1986, von einem dafür konstituierten Kunsthistorikerinnenteam organisiert, deren Mitglieder keine gesicherten Positionen in der Universität bekleideten. Kein Vertreter der etablierten Institutionen war beteiligt. Die Hochschule der Künste und die Technische Universität halfen wohlwollend, die Freie Universität weigerte sich auf arrogante Art und Weise. Der Kongreß wurde finanziert durch einen Zuschuß aus der Kongreßförderung des Senats für Wirtschaft des Landes Berlin, einen sympathisierenden Minibeitrag vom Ulmer Verein und die Teilnehmerinnenbeiträge. Die hocheffiziente Organisation der Veranstaltung setzte sich in der Publikation von zwei Dritteln der Tagungsbeiträge, in dem Band „Blickwechsel“, ein Jahr später fort. Der Berliner Kongreß war ebenso wie der Wiener in der Durchführung und in der Diskussionsatmosphäre den offiziellen Tagungen des Verbandes deutscher Kunsthistoriker, der mit viel Unterstützung öffentlicher Institutionen arbeitet, in jeder Hinsicht überlegen. Was ist hier geschehen? Wie kam das zustande?

Zweifelsohne sind sich die jungen Frauen der Nachkriegszeit erst durch die Studentenbewegung seit 1968 ihrer eigenen Fähigkeiten wieder bewußter geworden. Der Weg bis zur selbständigen Formulierung ihrer Probleme im Beruf und in der Wissenschaft um 1980 circa dauerte in der BRD dann allerdings verhältnismäßig lang. M.E. ist er nicht ohne die damalige Aufspaltung der Wissenschaftsszene um 1968 in akzeptiertes konservatives Establishment um den VDK und veränderungsfreudige, linke Gruppierungen um den Ulmer Verein zu sehen. Denn Frauen, die aus der konservativen Zeit der späten Adenauer- und Erhard-Ära auszubrechen suchten, konnten

sich erstmals stark fühlen im Bündnis mit den als progressiv angesehenen Gruppierungen rund um den neu gegründeten Ulmer Verein. Zumal man sich damals mit voller Überzeugung in der Lage wähnte, die Gesamtgesellschaft und ihre Geschichte umfassend analysieren zu können. Akzeptiert waren die Frauen in diesem Bündnis mit den männlichen Kollegen, wenn sie ihre Unterprivilegierung als Randproblem, als Nebenwiderspruch behandelten. Offensichtlich brauchte es Zeit und Kraft, sich die Enttäuschung über die Autoritäten von 68 einzugestehen. Nicht zuletzt hieß es, sich den „Marsch durch die Institutionen“ der sich anpassenden ehemaligen Bündnispartner aus der Zuschauerperspektive von unten mitanzusehen. Ausschließliche und ausschließende Männerseilschaften funktionieren eben nicht nur perfekt beim Erklimmen von Bergen!

Da die Frauen sich in keinem der beiden politischen Lager der Disziplin mehr verorten konnten, beziehungsweise überall neue BündnispartnerInnen suchen mußten, dauerte es, die Einsamkeit in der Differenz analysieren und aushalten zu lernen. Es stand das komplizierte Problem an, sich von einer Beherrschung zu befreien, die ausgerechnet die Befreiung der Unterprivilegierten im Zeichen der Aufklärung auf ihre Fahnen geschrieben hatte. In der Studentenbewegung war viel von *humanity* und *history* die Rede, tatsächlich aber die *history* und *humanity* angesprochen, ohne *herstory* zu bemerken. Beim „bicentennial“ von 1989 im vorigen Jahr konnte dies bis zur Komik deutlich werden.

Die Frauen begannen in den 70er Jahren, die Defizite der 68er Zeit, besonders die Negierung der psychischen Realität, zu spüren, und ließen sich in vielfältiger Weise auf die sogenannte „Neue Subjektivität“ ein. Mit spürbarer Freude konzentrierten sie sich bei ihrer ersten Tagung 1982 in Marburg auf die „Korrektur des herrschenden Blickes“, auf „ganz andere Fragen“ an die Kunstgeschichte, die der bewußt subjektiv und provozierend emotional inszenierte Zugriff auf das Fach hergab. Es kam ihnen primär darauf an, in der sich so aufgeklärt und distanziert gebenden Wissenschaft das bisher von den Männern Verschwiegene und Verdrängte offenzulegen, stereotype Frauenbilder und ihre pauschalierende Verurteilung oder Verklärung erst einmal aufzuzeigen und die künstlerische Tätigkeit der vielen vergessenen Frauen zu erforschen. Sie setzten sich der bekannten Gefahr aus, des Irrationalismus geziehen zu werden und, auf der Suche nach Identifikationen in der Geschichte, ihre Subjektbestimmung wieder zu fixieren, der sie gerade entkommen wollten.

Grundsätzlich bleibt festzuhalten, daß mit der ersten KunsthistorikerInnentagung 1982 in Marburg klar geworden war, daß die Frauen in der Kunstgeschichte nicht nur einen politischen Kampf um die Gleichberechtigung im Berufsleben führten, sondern aufgrund ihrer anderen geschichtlichen Erfahrungen als Frauen auch die Differenz der Geschlechter in der Kunstgeschichte herausarbeiten wollten. Feminismus ist also in der BRD eine Bezeichnung, die sowohl die politische Bewegung gegen die Diskriminierung der Frau in allen Bereichen meint, als auch die Forschungen, inwieweit z.B. die Kunstgeschichte zur Unterdrückung der Frauen beigetragen hat. Um es klar und deutlich zu sagen, feministische Kunstgeschichte ist keine Ideologie, sondern verfolgt ihrerseits ideologiekritische Ziele.

Der Widerspruch zwischen vorherrschender Repräsentation der Frauen im Bild und

ihrer Ausgrenzung, sei es als Künstlerin in der Geschichte oder als Kollegin im Berufsalltag, fordert die wissenschaftliche Arbeit heraus, die nicht bei einer Rekonstruktion des Frauenanteiles in der Geschichte stehen bleibt. „Es geht vielmehr darum“, und jetzt zitiere ich aus dem Vorwort des 4. Tagungsbandes „Blickwechsel“ von 1989, „wie in und über Bilder, in und über Kunstgeschichte und deren Institutionen Macht- und Herrschaftsverhältnisse hergestellt und stabilisiert werden, in denen all das, was als nicht-männlich gilt, untergeordnet und ausgegrenzt wird“. Hiermit wird deutlich, daß der feministische Ansatz die Grundlagen des gesamten Faches hinterfragt, die Stellung von Frau und Mann in allen Bereichen der Disziplin thematisiert. Erklärtermaßen ist dies eine Herausforderung an die herkömmliche Wissenschaftsorganisation, die selten genug gegen die Macht der Institutionen auftrat.

Die offiziellen Vertreter aus dem VDK wie dem UV, die Karriere machten, paßten sich den herrschenden Strukturen des Beamtenrechtes an und übergingen mehr oder weniger bewußt feministische Belange. Das alles spielt sich in der Bundesrepublik in einer Zeit ab, in der nicht nur in der Kunstgeschichte die risikolose Verwaltung von Wissen und methodisch unreflektierter Fleißarbeit über die sogenannten „Werke“ – mit dem entsprechend dazu eingebauten Meisterkult – triumphieren. Die erfolgreiche Symbiose, die sich daraus mit einer gesponsorten Ausstellungspolitik zur Präsentation von „Meisterwerken“ und Kunst„schätzen“ in den neu erbauten Kunsttempeln ergibt, will ich hier nur andeuten.

Doch zurück zu den feministischen Ansätzen, die bis jetzt in der BRD meistens außerhalb der Institutionen weiter erarbeitet werden. Die Auswirkungen auf das Fach und seine Methoden wurden in den Tagungen in Wien und Berlin vorgeführt und diskutiert. Verständlicherweise sind in einer solchen sozialen Situation der einzelnen Referentinnen die vielen Beiträge von erheblich unterschiedlicher wissenschaftlicher Durchdringung der neu angegangenen Probleme. Anlässe, um Kritik an dem unterschiedlichen akademischen Niveau einzelner Beiträge zu üben und diese dann als Schutzschild gegen die ganze Richtung zu verwenden, gibt es genug.

Keineswegs sind hierunter die neuen methodischen Ansätze zu verstehen, mit denen sich die Frauen zuerst in Wien 1986 und dann in Berlin 1988 intensiv auseinandersetzten und sich damit auf den beschwerlichen Weg zu einer möglichst offenen und akzeptierenden Streitkultur begaben. Bis jetzt sehe ich nur hier den Ansatz eines öffentlichen Disputes zur Methodik des Faches. Hier wurde heftig über die Abbildproblematik, zur Analyse von Körperbildern und ihrer Fragmentierung gestritten, strukturalistische und poststrukturalistische Vorgehensweisen zur Gewalt der Repräsentation erörtert, Lacan ver- und mißverstanden und mit Hilfe der Diskurstheorie dem Geniekult, sprich den Künstlermythen, auf den Leib gerückt. Es wurden alle Medien, natürlich auch Illustrierte, Photographie und Video berücksichtigt – im VDK bis jetzt undenkbar –, Galeristinnen und Künstlerinnen kamen zu Wort.

Die Probleme, wie die sozialgeschichtliche Methodik mit den neuen psychoanalytischen Ansätzen des Poststrukturalismus zu verknüpfen ist, sind groß. Zweifelsohne sind hier weitere intensive Arbeiten notwendig, um die Erkenntnisse Lacanscher Provenienz nicht derart zu verabsolutieren, daß eine Veränderung in Geschichte und Gegenwart als stillgestellt erscheinen mag. Zugegeben, sie sind eine unersetzliche

Hilfe gewesen, bei den Bestrebungen nach Gleichberechtigung dem hierbei grundlegend hindernden Mechanismus auf die Spur zu kommen. In Kunstgeschichte und Gegenwart erkennen wir ihn fortwährend, wenn Frauen allein als Projektionsschirm männlicher Entwürfe dienen. Jedoch sollten die Frauen diese fundamentale Erkenntnis eben nicht wie die Psychoanalytiker zum anthropologischen Fixum erklären, sondern vielmehr die unbewußte Mechanik störend zu verändern trachten.

Der diskurstheoretische Ansatz erweist sich als besonders nützlich bei der Herausarbeitung männlicher Definitionsmacht. Mechanismen werden hier aufgedeckt, die im künstlerischen Schaffensprozeß wie in wissenschaftlichen Demonstrationen oder Stellenbesetzungen die Hälfte der Menschheit zum Schweigen brachten und immer noch bringen.

Zur Fortsetzung der „Methodendiskussion“ haben sich die Kunsthistorikerinnen für die Hamburger Tagung im kommenden Juli vorgenommen, sich mit den „widerständigen Implikationen“ in Aby Warburgs Verfahren zu beschäftigen.

Der kunsthistorische Ertrag der Tagungen in Wien und Berlin lag vor allem in den weiterführenden Analysen zur Repräsentation des Körpers, die nicht zuletzt für die neueren Zugangsweisen zur Kunst im Nationalsozialismus wichtig wurden. Bei der Untersuchung der Allegorienproduktion bis in die Moderne konnte der fundamentale Zusammenhang mit dem bürgerlichen Staat herausgearbeitet werden, der den Zusammenhalt der Gesellschaft der untereinander konkurrierenden Männer unter dem Bild des Weiblichen verspricht. Künstlerymythen, die Problematisierung des männlichen Selbstbildes und die Repräsentation von Gewalt wurden neu analysiert.

Das von den Frauen beklagte Theoriedefizit in der universitären Lehre ließ an verschiedenen Orten autonome Gruppen entstehen, um Publikationen gemeinsam durchzuarbeiten, die ihnen schwierig aber wichtig erschienen. Sie sind unabhängig vom UV und der Universität, wenn auch teilweise frei mit diesen Institutionen assoziiert. Ich weiß von solchen Gruppen in Berlin, Frankfurt, Hamburg, Heidelberg, Tübingen und Wien. Sie lesen außer den neuesten theoretischen Beiträgen ihrer deutschen Kolleginnen neuere französische und englische Beiträge zur Psychoanalyse, zum Strukturalismus, zur Diskurs- und Filmtheorie. Doch hier zeigt sich, soweit ich das momentan überblicke, ein bedauerlicher Trend. Die jungen Studentinnen stoßen nur ganz selten zu diesen alternativen Grüppchen. Sie sind, so vermute ich, derart angepaßt von der Schule her erzogen, daß sie außerhalb der Autorität eines offiziellen Lehrers und des vorgegebenen Lernstoffes nur selten den Impetus aufbringen, sich außerhalb der Norm zu bewegen und nachzudenken. Dort aber, wo durch Hochschulassistentinnen kontinuierliche Seminararbeit betrieben wurde, findet sich meist auch eine originelle Gruppe zusammen. So sehr also durch eine Integration in den Beamtenapparat eine strengere Gängelung der Wissenschaft zu befürchten ist – ich erwähne nur die Habilitation als die akademische Anpassungsleistung in Deutschland schlechthin – so sehr ist aber auch eine professionelle Stabilisierung und Etablierung für die feministische Kunstgeschichte von Nöten.

Lassen Sie mich zum Abschluß ein Glanzlicht auf den letzten Kongreß des VDK vor rund vier Wochen in Aachen werfen, um Ihnen als letztes auch noch meine Zukunftsprognose anzuvertrauen.

Der Verband war an die „Feministin in der Ferne“, Daniela Hammer-Tugendhat in Wien, herangetreten, eine Plenarveranstaltung zur feministischen Kunstgeschichte zu veranstalten. Nebenbei bemerkt, bevorzugten intercrossanterweise deutsche Professoren, wenn überhaupt, solche „Feministinnen aus der Ferne“ gegenüber den inländischen Kolleginnen. – Zuvor hatten Irene Below als Sprecherin der Frauensektion des UV und ich einen Antrag zur berufspolitischen Situation von Kunsthistorikerinnen formuliert, der der Mitgliederversammlung des Verbandes Deutscher Kunsthistoriker zur Abstimmung vorgelegt wurde. Der Text, der von Below nach dem Rahmenplan der Universität Bielefeld verfaßt worden war, nannte vier Grundsätze und die folgenden vier Bereiche:

Stellenbesetzungen, Vereinbarkeit von Familie und Beruf für Männer und Frauen, Förderung von Studentinnen, Förderung der Frauenforschung an allen kunsthistorischen Hochschulinstitutionen und Forschungseinrichtungen.

Der Antrag erhielt 26 Ja-Stimmen bei 39 Enthaltungen und wurde mit 45 Nein-Stimmen abgelehnt. Größter Stein des Anstoßes war der als „unausgewogen“ geltende Passus: „Außerdem ist in Stellenausschreibungen der Hinweis aufzunehmen, daß Kenntnisse in feministischer Forschung erwartet werden.“ Selbstredend ist eine solche Dekretierung auch ein Signal für die Hilf- und Machtlosigkeit der Frauen, die Abwehr zeigt aber auch an, welche Angst vor Autoritätsverlust bei den Männern besteht, deren Wissenschaftsverständnis doch angeblich verlangt, auf dem neuesten Stand zu sein.

Ich bin sicher, daß die Symmetrie der Geschlechter in der Stellenbesetzung in Deutschland noch lange auf sich warten läßt. Die Frauen wären aber nicht klug beraten, lediglich hierauf ihr Augenmerk zu richten. Die Analyse der Diskriminierung muß die Mechanismen der Ausgrenzung von Frauen aufdecken, die sich bei einer Quotenregelung im Konkurrenzkampf mit den zusätzlichen Arbeitslosen aus der ehemaligen DDR nicht abbauen wird. Das Problem ist, daß nicht nur wenige Frauen ausgewählt werden, sondern darüber hinaus werden diejenigen selektiert, von denen man annimmt, daß sie keine Unruhe in die vorgegebenen Strukturen bringen werden. Das heißt, die Frauen können unter- und gegeneinander ausgespielt werden, und die Feministinnen, denn beileibe nicht alle Frauen stellen in dieser Hinsicht Ansprüche, könnten zerrieben werden. Angesichts der Existenznöte, wie sie jetzt schon in der reichen BRD herrschen, zwei der vier Herausgeberinnen des „Blickwechsel“ z.B. sind arbeitslos, sehe ich die Kontinuität präziser wissenschaftlicher Arbeit für die feministische Kunstgeschichte gefährdet. So drohen auch hier in die wissenschaftlichen Diskussionen Konkurrenzkämpfe einzudringen, während auch für die feministische Kunstgeschichte solche „verantwortlichen Debatten“ vonnöten wären, wie Karl Werckmeister sie in Evanston veranstalten kann.